

Blümchendeutsch: Neo-empfindsame Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache.

Ein Versuch

Vera Viehöver, Stephan Wunsch

Für Michel Kefer, Linguist und Citoyen

Wörter haben Konjunktoren. Manchmal scheint ein Wort jahrelang im Standby-Modus vor sich hin zu existieren, und dann hat es plötzlich Hochkonjunktur: Es kommt uns dann vor, als hörten wir es andauernd, und zwar in voller Lautstärke. Nehmen wir etwa das stille, kleine, bescheidene Wörtchen *lieb*, das noch in den achtziger Jahren vornehmlich im Kontext der Kindererziehung gebräuchlich war: „Wenn du lieb bist, kriegst du später auch ein Eis!“ Damit zusammenhängend war auch die Formulierung „Das sind aber liebe Kinder“ durchaus möglich, wohlgemerkt bedeutete *lieb* dabei eher ‚brav‘ als ‚nett‘ oder gar ‚süß‘. Was ist inzwischen geschehen? Erst kürzlich hörten wir aus dem Mund einer schon seit längerem erwachsenen Physikerin folgendes Urteil über einen älteren Fachkollegen an der Universität: „Er wirkt zwar auf manche etwas abweisend, aber eigentlich ist er unheimlich lieb!“ „Liebe“ Professoren wären uns noch in den neunziger Jahren ziemlich unheimlich gewesen...

Aber die wohlmeinende Aussage der Kollegin wundert nicht mehr so sehr, wenn wir uns das ganze Ausmaß der *lieb*-Inflation vor Augen führen: Längst scheint es nicht mehr zu reichen, nach Erhalt eines Geschenks einfach „danke!“ zu sagen. „Hab ganz lieben Dank!“ lautet die angemessene Formulierung, wobei offenbar der früher ungebräuchliche Imperativ von *haben* als Emotionsverstärker wirkt. Auch die einst gängige Formulierung „Ich denk an dich!“, etwa wenn einem Freund eine schwierige Operation bevorsteht, scheint heute fast gefühlskalt. „Ich denke mit lieben Gedanken an dich!“ wäre die angemessenere Variante. Briefe und Emails an Freunde mit „liebe Grüße“ zu unterschreiben wäre uns noch in den neunziger Jahren nicht in den Sinn gekommen. Auch wäre es undenkbar gewesen, die beste Freundin mit einem „Ich hab dich ganz doll lieb“ seiner unverbrüchlichen Zuneigung zu versichern. Ein kurzer Blick in eine aktuelle Abitur-Zeitung macht schnell klar, dass sich die Zeiten gründlich geändert haben: Allenthalben wimmelt es von gegenseitigen Liebesbeteuerungen vor allem der weiblichen Schulabgänger, und auch auf Facebook-Seiten wird eifrig geherzt. Und auch wenn wir selbst weiterhin darauf bestehen, dass wir unsere Freunde lieber mögen als „lieb haben“ wollen – die Veränderungen sind auch an uns nicht spurlos vorübergegangen: Heute versenden wir selbst nahezu täglich „liebe Grüße“ und zucken kaum noch zusammen, wenn Studenten uns am Ende ihrer mit „Sehr geehrte Frau Professorin“ begonnenen Mail aufs zärtlichste grüßen. Nur die in sms zum Standard gewordene Grußformel „lg“ bereitet uns noch leichtes Unbehagen. Oft schon haben wir uns gefragt: Wie kam es eigentlich zu diesem sprachlichen Wandel? Wann, wo und wieso? Und vor allem: Warum nervt er uns eigentlich so?

Zeit der Zärtlichkeit

Irgendwann Ende der neunziger Jahre muss sie begonnen haben: die Zeit der Zärtlichkeit, deren sprachliche Eigentümlichkeiten uns hier beschäftigen sollen. Wir wagen die These, dass es sich bei dem, was wir beobachten, um ein Phänomen handelt, das uns unter anderen historisch-kulturellen Vorzeichen, aber in sprachlich durchaus ähnlichem Gewand, schon

einmal begegnet ist: um die Mitte des 18. Jahrhunderts nämlich, als sich unter dem Einfluss angelsächsischer Philosophie und Literatur auch in deutschen Landen die Mode der „Empfindsamkeit“ entwickelte und eine neue, gefühlsbetonte Sprache generierte. In den Romanen und Dramen flossen im Gefühlsüberschwang die Tränen literweise, und zwar nicht nur die der Frauenzimmer. Auf dem Höhepunkt des Freundschaftskultes beteuerten auch gestandene Mannsbilder einander die Unverbrüchlichkeit ihrer gegenseitigen Zuneigung durch Küsse, Tränen und Liebesschwüre. „Der Gedanke, von Ihnen geliebt zu werden – – O mein Freund, denken Sie nur an unsere letzte Umarmung in Lauchstädt zurück: ich kan Ihnen nichts stärkeres sagen“, schreibt etwa Friedrich Jacobi am 16. Mai 1767 an den Freund Johann Ludwig Gleim. Längst ist es in der Forschung Konsens, dass diese Liebessprache keineswegs als Ausdruck authentischer Gefühle verstanden werden darf. Vielmehr hatte sich ein sprachlicher Code etabliert, den zu beherrschen für die Angehörigen empfindsamer Zirkel und Freundschaftsbünde unabdingbar war. In welche pseudogefühlig Exzesse die empfindsame Mode münden konnte, zeigen auf unterschiedliche Weise, aber jeweils in kritischer Absicht zwei herausragende Romane der zweiten Jahrhunderthälfte: Goethes *Werther* und Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*.

Kehren wir zurück in die Gegenwart und zu jenem Sprachphänomen, das wir – wohl selbst in einer Anwandlung von Zärtlichkeit – „Blümchendeutsch“ getauft haben. Einige weitere Beispiele sollen unsere These einer neo-empfindsamen Tendenz in der Gegenwartssprache noch anschaulicher machen.

Die WG-Küche als gesellschaftliches Paradigma

In Zeiten, in denen eine Küche ein High-Tech-Ereignis ist und nicht ohne eingehende Beratung bei einem professionellen Küchenplaner eingerichtet werden kann, damit sich hernach die glückliche Familie zu „Kochen und Kommunikation am Küchenblock“ (Zitat aus einer Küchenwerbung!) treffen kann, ist sie fast schon in Vergessenheit geraten: die gute alte WG-Küche. Wie sie aussah? Kruschtelig, könnte man in Anlehnung an das schöne schwäbische Verb *kruschteln* für ‚etwas in einem unübersichtlichen Haufen von Dingen suchen‘ sagen. Nie war sie aufgeräumt und immer ein bisschen siffig (ein Adjektiv, das etymologisch übrigens auf ‚Syphilis‘ zurückgeht und „in ekelerregender Weise schmutzig“ bedeutet), denn schließlich wurde sie von mehreren meist nur locker miteinander verbundenen Menschen und deren wechselnden Anhängen bewirtschaftet und bewohnt. Oft gab es – eben der gewollten Wohnlichkeit wegen – ein Sofa und immer einen großen Tisch und möglichst viele Stühle oder Sessel. Eine Kaffeemaschine gab es auch, aber fast noch wichtiger war das Stövchen mit der Teekanne. Kam man um 1990 an einem verregneten Nachmittag, womöglich beladen mit Liebeskummer oder ähnlich schlimmen Problemen, in die WG-Küche, lautete die erste und überaus einfühlsame Frage geradezu standardmäßig: „Magste nen Tee trinken?“ Das ist deswegen interessant, weil das Verb *mögen* in den Breiten, über die wir hier aus eigener Anschauung berichten können (West- und Norddeutschland), vor noch nicht allzu langer Zeit als Modalverb keineswegs gebräuchlich war. Vielmehr verwendete man in vergleichbaren Fragen nach den Wünschen des Gesprächspartners selbstverständlich die Konjunktiv-II-Form *möchte*: „Möchtest Du noch ein Stück Kuchen essen?“ oder auch abgekürzt: „Möchtest du noch ein Stück Kuchen?“ Die Frage: „Magst Du noch Kuchen?“, heute allerorten zu hören, hätte uns irritiert. „Klar mag ich Kuchen, aber jetzt hab ich keinen Hunger.“ Bei der Frage „Magst du noch was trinken?“, hätten wir messerscharf auf die Herkunft des Sprechers aus Süddeutschland oder Österreich geschlossen. Was hat das nun mit Neo-Empfindsamkeit zu tun? Wir wagen die Behauptung, dass die WG-

Küche der Post-Wende-Zeit eine Art Keimzelle der neo-empfindsamen Sprache war und zu einem gesellschaftlichen Paradigma geworden ist.

Ein neues Modalverb im Vormarsch

Im Gegensatz zur politisierten Studentenküche der späten sechziger und siebziger Jahre, in der Demos geplant und Flugblätter diskutiert wurden, war die WG-Küche der Neunziger ein Hort der Innerlichkeit. Hier wurde der Kälte der Leistungsgesellschaft die Wärme der Teekanne entgegengehalten, ein Ort der Einfühlung in die Schwierigkeiten des sensiblen Individuums, ein Ort, an dem vollstes Verständnis dafür herrschte, dass nicht jeder das von ihm geforderte Tempo halten kann, dass manche einfach länger brauchen oder letztlich vor dem Ziel kehrtmachen, um ihrem Leben eine andere Richtung zu geben. Von der Post-Wende-WG-Küche aus, so die These, trat das Verb ‚mögen‘ als Modalverb seine Reise in die gesamtdeutsche Alltagssprache an, und zwar mit Unterstützung einer bestimmten Berufsgruppe, deren Angehörige nicht selten viele Stunden ihres Studentenlebens bei Problemgesprächen in eben dieser WG-Küche zugebracht haben: den Psychotherapeuten und den Sozialpädagogen. „Mögen Sie darüber reden?“, lautet die einfühlsame Einstiegsfrage des Therapeuten an den Klienten. Ein „Möchten Sie...?“ klänge doch viel zu grob! „Magst du mir nicht sagen, warum du weinst?“, fragt die Erzieherin in der Kita ihren kleinen Schützling. „Warum weinst du denn?“ — wäre angesichts der zarten Seelen doch wirklich ein wenig zu direkt – ganz zu schweigen von der noch zackigeren Alternative „Tut dir was weh?“. Und die zarten Seelen lernen schnell. „Ich mag noch Leberwurst essen“, schreit unser dreijähriger Sohn beim Frühstück, oder aber kürzer: „Ich mag Apfelschorle!“ – und das nicht etwa, um seine Vorlieben kundzutun, sondern um seine Wünsche zu äußern. Längst haben wir es aufgegeben, ihm zu erklären, dass es „ich möchte bitte“ heißt. Wir haben uns inzwischen dem dänischen Sozialpädagogen Jesper Juul angeschlossen und lenken ihn, wenn uns das blümchendeutsche Gemöge allzu sehr auf die Nerven geht, sanft in die andere Richtung: „Sag einfach: *ich will!*“ Von der WG-Küche aus fand der neo-empfindsamen Jargon seinen Weg in die Welt der Beratung und Erziehung und von dort aus in die weite Welt des Alltags. Längst schon sind es nicht mehr nur die Therapeuten und Pädagogen, die uns mit professionell antrainierter Einfühlsamkeit traktieren. Vielmehr werden wir mittlerweile Tag für Tag und überall mit Fragen konfrontiert, die wir uns und anderen früher nie gestellt hätten: „Wie geht es dir damit?“, „Was macht das mit dir?“, „Wie fühlt sich das für dich an?“.

Verbale Haptik

Insbesondere die Inflation der letzten Frage mag als Beleg dafür gelten, dass wir es mit einer Gefühlssprache zu tun haben, deren Grenzen zum Haptischen fließend sind. Wenn wir fragen, wie sich etwas „anfühlt“, fragen wir normalerweise nach der haptischen Qualität von etwas Stofflichem. Etwas ganz anderes ist jedoch gemeint, wenn wir beispielsweise in einem Online-Ratgeber zum „Selbstcoaching“ lesen: „Wir alle haben unsere Geschichte ... Schön und richtig. Aber wie fühlt sich das für dich an? Stell dir immer wieder diese Frage: Wie fühlt es sich an? Wie genau, wo genau fühlst du es? Kannst du damit sein? Kannst du ganz hineingehen, voller Liebe, absolut bewusst? Kannst du endlich mal da sein für dich, jetzt und hier, statt in deinen Geschichten verloren zu gehen?“

Zugegeben, hier haben wir es mit einem besonders inspirierten Gefühle-Erspürer zu tun. Doch neo-empfindsamen Imperative wie „Fühl einmal tief in dich hinein!“ oder „Spüren Sie Ihren Empfindungen nach!“ sind längst integraler Bestandteil einer befindlichkeitsorientierten Sprachkultur geworden, die kaum noch Verwunderung erregt. Um noch einmal zu den

Grußformeln zurückzukehren: Eine regelmäßige Besucherin von Internetforen zur gegenseitigen Lebens- und Krisenberatung wusste uns zu berichten, dass dort die Zärtlichkeit und zugleich Behutsamkeit ausdrückende Schlussformel „Fühl dich ganz lieb gedrückt, wenn du magst“ ganz und gar gängig sei, ebenso wie ihre Kurzvariante „Drück Dich!“. Angesichts der allgemeinen Zunahme verbaler Körperkontakte erstaunt es uns denn auch nicht, wenn wir in den Nachrichten hören, wir seien verständlicherweise alle „sehr angefasst“ von den jüngsten Ereignissen in der Ukraine. „Angefasstsein“ hat Hochkonjunktur – auch mit negativem Vorzeichen: So hörten wir in letzter Zeit in der Sportschau regelmäßig, dieser oder jener Spieler sei angesichts der Kritik des Trainers „ziemlich angefasst“ gewesen. Auch auf höchster politischer Ebene sind Beleidigtsein und Empörung längst zu verbalhaptischen Phänomenen geworden: Als Angela Merkel neulich Kritik an der Überwachung ihres Handys durch die NSA übte, soll die gesamte US-Administration „äußerst angefasst“ reagiert haben.

Aber nicht nur in der verbalen Kommunikation kommt seit einiger Zeit der Körper öfter ins Spiel, als wir es uns vor zwei, drei Jahrzehnten hätten vorstellen können. Bei unserem Aufenthalt in Frankreich im Jahr 1988 wurden wir deutschen au pair-Mädchen von französischen Schülern und Studenten mehrfach stellvertretend für alle Landsleute der Gefühlskälte bezichtigt. Die Deutschen, hieß es, seien reservierte Menschen, denn sie begrüßten einander ohne jeden Körperkontakt: *bise* – Fehlanzeige! In der Tat: Unsere Mitschüler, Mitstudenten oder Freunde mit Küsschen und/oder Umarmung zu begrüßen, wäre uns Kindern der Achtziger nicht eingefallen, wir hätten so etwas als affiges Gehabe angesehen. Anders die Sitten heute: Bei jeder Gelegenheit fallen wir mehr oder minder vertrauten Menschen hemmungslos um den Hals, und zwar so, wie wir früher höchstens unseren Bruder nach der Rückkehr von einer mehrmonatigen Weltreise begrüßt hätten. Wohlgemerkt: bei der nun allenthalben üblich gewordenen neu-deutschen Begrüßungsumarmung („Drück dich!“) handelt es sich keineswegs um die im gesamten Mittelmeerraum und auch im frankophonen Belgien übliche Akkolade, die als Konvention gerade *nicht* dem Ausdruck wahrer Gefühle dient. Nein: die neu-deutschen, zärtliche Zuneigung suggerierenden Begrüßungsrituale behaupten „echte“ emotionale Verbundenheit auch da, wo es dafür wenig Grundlage gibt. Wir kennen uns kaum, aber wir fühlen uns an!

Achtsamkeit – Die neue Zentraltugend

Die glanzvolle Karriere des aus der buddhistischen Lehre stammenden Begriffs *Achtsamkeit*, der uns zum ersten Mal Ende der achtziger Jahre in einem Film über den vietnamesischen Mönchs Thích Nâth Hanh begegnete, ist im Zusammenhang mit der Neo-Empfindsamkeit bemerkenswert. Über 3,3 Millionen Treffer erzielt bei Google dieser Begriff, den vor 1990 wohl nur wenige Muttersprachler des Deutschen zu ihrem aktiven Wortschatz zählten. Bei Thích Nâth Hanh ist der Begriff integraler Bestandteil einer auf geistige Präsenz und Kontrolle der eigenen Emotionen ausgerichteten Lebens- und Denkpraxis. In seiner trivialisierten Form scheint er eher auf das Gegenteil abzuzielen: auf die überhöhte Aufmerksamkeit für die eigenen Befindlichkeiten. Längst haben auch die Politiker erkannt, dass der Begriff sich bestens eignet, um die eigene Distanz vom bösen Manchester-Kapitalismus wirkungsvoll zu formulieren: „Wir brauchen eine neue Kultur der Achtsamkeit!“ – das forderte in den letzten Jahren nicht nur die als reuige Alkohol-am-Steuer-Sünderin, sondern auch als Verfasserin gefühligter Erbauungsbücher (*Sehnsucht nach Leben; Mit Herzen, Mund und Händen: Spiritualität im Alltag leben*) bekannte evangelische Ex-Bischöfin Margot Käßmann, sondern auch der Ex-Bundespräsident Horst Köhler sowie – gefühlt (!) – jeder dritte Provinzpolitiker auf Stimmenfang.

Was bedeutet es aber, wenn Politiker „mehr Achtsamkeit“ für Hartz-4-Empfänger fordern? Ist es wirklich unsere Achtsamkeit, die angesichts wachsender Prekarisierung vonnöten ist? Die überwiegende Mehrheit der von den Politikern mit Achtsamkeit Überschütteten wird vermutlich nicht einmal den Begriff kennen, erlebt der doch seinen Boom gerade in jenen Bio-Supermarkt-Welten, in die sich der gemeine Pennymarkt-Kunde kaum jemals verirrt. Übrigens ist es in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass das Adjektiv *achtsam* eine geradezu unverbrüchliche Kollokation mit dem Verb *umgehen* eingegangen ist: „Gehen Sie achtsam mit sich um!“ lautet der kategorische Imperativ der neuen Empfindsamkeit – 2.870 Treffer bei Google legen davon beredtes Zeugnis ab. Das Verb *umgehen* hat auch als alleinstehendes in den letzten beiden Jahrzehnten eine erstaunliche Karriere gemacht. Noch in den Achtzigern war der Satz „Ich kann damit nicht umgehen!“ im Sinne von ‚Ich habe damit große Schwierigkeiten‘ oder ‚Ich weiß nicht, wie ich darauf angemessen reagieren soll‘ völlig unbekannt. „Umgehen“ konnte man mit Stichsäge oder Bohrmaschine. Nunmehr gehen wir mit allem Möglichen um, vor allem aber mit den eigenen Gefühlen.

Vormarsch der Babysprache

Vor einigen Jahren bekamen wir qua Geburt unserer beiden Kinder die Gelegenheit, eine ganz besondere Unterabteilung des von uns so genannten Blümchendeutschen näher kennen zu lernen: das in Hebammenpraxen, Geburtsvorbereitungsgruppen, Peking- und Stillgruppen sowie in allen Arten von Internetforen zu Fragen der Elternschaft gepflegte – nennen wir es – Mami-Deutsch. Die Mutter eines Säuglings oder Krabbelkindes wird neuerdings nämlich nicht nur von diesem selbst „Mama“ oder „Mami“ genannt, sondern auch von allen anderen, die mit ihr Umgang haben. So liest man am Schwarzen Brett einer Hebammenpraxis zum Angebot einer Stillgruppe Folgendes: „Die Stillgruppe ist der Treffpunkt für alle Mamis mit ihren Babys zum Erfahrungsaustausch. Egal ob Sie stillen oder nicht – Sie sind stets willkommen.“ Nicht weiter schlimm, finden Sie? Was halten Sie denn von folgender liebevoller Einladung an die junge Mutter: „Mami Lunch on tour (für alle Mamis mit Babys&Kids) Bei unserem Mami Lunch stehen Spielgeräte (Tunnel, Ballzelt und co.) sowie Planschbecken zur freien Verfügung.“ Es wurde nicht präzisiert, *für wen* das Planschbecken bereitgestellt werden sollte... Spaß beiseite: Warum kann man Mütter und Väter jüngst geborener Kinder nicht mehr „Mütter“ und „Väter“ nennen, warum müssen sie sprachlich zu „Papis“ und „Mamis“ mutieren? Denn so schreibt allen Ernstes – und selbstverständlich duzenderweise – der Betreiber einer Testseite für Kinderwagen: „Das Mause-Mami-Programm haben wir für alle Mamis, Papis und Schwangeren geschaffen, die Spaß am testen und schreiben haben. Und testen ist nicht nur mit Baby möglich, auch schon während der Schwangerschaft: wenn Dein Baby noch mitten in der Entwicklung im Mutterleib steckt, egal in welcher SSW Du bist, kannst Du schon unsere Produkte testen.“ Ist das nicht toll?

Warum, so fragt man sich mit etwas Abstand, sind mit allen Wassern des Berufslebens gewaschene Frauen bereit, sich als „Mause-Mamis“ etikettieren zu lassen, und schlimmer noch: Warum machen sie mit? „Überzeugte Still-Mami sucht andere Mamis zum Spielplatzbesuch und zum Klönen“, lasen wir neulich in einer Kontaktanzeige. Warum begegnet einem diese Anrede und Koseform aus der Babysprache in der Alltagssprache so gehäuft gerade jetzt, wo viele der so Titulierten keineswegs bereit sind, all ihr Denken und Fühlen auf das kleine Wesen zu zentrieren, und schon in den ersten Schwangerschaftswochen darüber nachdenken (müssen), nach wie vielen Wochen oder Monaten „Babypause“ sie wieder „einsteigen“ können? Gerade jetzt, wo die Zeiten nicht nur für Mütter härter geworden sind?

Weiches Deutsch in harten Zeiten?

Die durch diesen Sprachwandel freiwillig begangene Selbst-Infantilisierung möchte man vielleicht als reine Stilfrage belächeln und abtun – wäre da nicht der starke Eindruck, dass sich in diesem gewandelten Sprachgebrauch ein verändertes Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft ausdrückt. Wir deuteten schon an, dass die neue Kardinaltugend der ‚Achtsamkeit‘ weniger für große Sensibilität und Aufmerksamkeit gegenüber den Bedürfnissen oder gar Ansprüchen von Mitmenschen, sondern vielmehr dafür steht, nur ja nicht die Berücksichtigung der eigenen Befindlichkeiten zu vergessen, nur ja nicht zu versäumen, sich rechtzeitig gegenüber Zumutungen der äußeren Gegebenheiten abzugrenzen. Hohe Mauern um das Gärtlein der persönlichen Bedürfnisse scheinen nötig geworden zu sein. Solche Privatisierung betreibt dieser Sprachgebrauch auch darin, dass das Gefühlige das zugleich auch argumentativ Private ist: Was ich in meinem Innern erlauscht, erfühlt, erhört habe, ist rationaler Argumentation nicht zugänglich und damit vor kritischer Infragestellung bewahrt.

Für das im der eigenen Seelentiefe Vorgefundene ist man nicht verantwortlich zu machen, sondern eher als Hauptbetroffener zu bedauern. Die Formulierungen „Was macht das mit Dir?“ und „Wie geht es Dir damit?“ unterstellen dem so Befragten eine völlig andere Haltung als etwa die Fragen „Wie findest Du das?“ oder „Wie stehst Du dazu?“. Wenn etwas mit ihm gemacht wird, ist der Betroffene ein passiver Träger einer ihm akzidentell zugefallenen Stimmungslage, und nicht jemand, der mit kühner Geste eine bewusst ergriffene Position vertritt. Eine solcherart erlittene Haltung kann mithin keine politische sein, da sie keinen Anspruch auf Übertragbarkeit haben kann; eine Diskussion ist so nicht mehr möglich, sondern lediglich ein Austausch von Befindlichkeiten. Der gefühlige Sprachgebrauch wird so zum Paten eines Gefühlssolipsismus: Zu Zeiten, in denen auf persönliche Schwächen keine Rücksicht genommen wird und man sie also tunlichst versteckt, darf man Verständnis nur von sich selbst erwarten. Kein Wunder also, dass angesichts einer Gesellschaft, von der man nicht viel Rücksicht erwarten darf, ‚Achtsamkeit‘ zur Kardinaltugend wird.

Diese äußere Lieblosigkeit im Zeitalter des Ellenbogens erklärt also gut die Selbstbezogenheit der Achtsamkeits-Kultur – aber wie passt dazu der liebevolle Säuselton im Umgang auch mit anderen, und zwar nicht nur mit guten Freunden, sondern auch mit flüchtigen Bekannten?

Das Stilistische ist das Politische!

Wer heute Einladungen zu Partys in Privatwohnungen folgt, sollte nicht zu viel Aufwand bei der Wahl eleganter Schuhe treiben, sondern lieber auf intakte Socken achten, denn leicht wird er sich strumpfsockig oder gar in lächerlichen Filzpuschen unter die übrigen Gäste mischen müssen, während die zum eleganten Abendkleid oder dem neuen Anzug passend ausgesuchten Schuhe in den Windfang verbannt neben den letzten Rauchern ausharren müssen. Das neue Parkett, den hellen Teppichboden vor dem Schmutz und Kot der Straße zu schützen verdient Vorrang vor dem Anspruch der eingeladenen Gäste auf Eleganz; so sagt uns das Primat der Achtsamkeit, die sich nicht nur auf die Unversehrtheit der Seele, sondern auch die Unversehrtheit des Wohnraums erstreckt. Eine *Party* also macht einen Wohnraum längst nicht mehr zu einem Veranstaltungssaal, sondern er bleibt privates Wohnzimmer. Die Gäste müssen sich partout benehmen, als ob sie zu Hause wären, und dies durch entwürdigende Schuhlosigkeit bekennen.

Dass elegante Kleidung die angemessene Form ist, sich in einer Gesellschaft zu bewegen, dass Socken Teil der Unterwäsche sind und Menschen ein Recht haben, sie in Gesellschaft vor fremden Blicken zu verbergen; ja dass eine Unterscheidung zwischen

privatem und öffentlichem Auftreten eine bestimmte Form von Öffentlichkeit allererst herstellt: für all dies scheint vielfach das Bewusstsein verloren gegangen zu sein. Der Wiener Philosoph Robert Pfaller hat in einem Interview mit *Zeit online* (*Genuss ist politisch*, 16.10.2012) diesen Stilwandel und den damit einhergehenden Verlust eines öffentlichen Raums in verschiedener Hinsicht beschrieben: „Früher gab es einen öffentlichen Raum, der von gemeinsamen Idealen geprägt war. Man trug in der Öffentlichkeit feinere Kleider und benahm sich höflicher als zu Hause.“ Höflichkeit in Pfallers Sinn besteht u.a. darin, die besondere Situation, die Begegnung mit anderen auf bestimmter Ebene durch besondere, ausdrücklich nicht-private Kleidung zu würdigen, doch sie bedeutet natürlich auch und vielleicht in erster Linie ein gewisses sprachliches Verhalten; in jedem Fall bedeutet sie die Einhaltung eines gewissen Abstands, während „jemandem zu nahe Treten“ den Inbegriff einer Unhöflichkeit darstellt.

Das Blühen von Blümchendeutsch, das Wuchern der sprachlichen Lieblichkeitsbezeugungen dürfen als solch eine Entgrenzung des Privaten bei dessen gleichzeitiger Entwertung gedeutet werden, die schamlos, aufdringlich und übergriffig zugleich wirkt: Wenn uns etwa eine wildfremde Verkäuferin „Viel Spaß damit!“ hinterherruft, nachdem wir eine CD mit – sagen wir: Messiaens *Quartett für das Ende der Zeit* erworben haben, würden wir den Tonträger am liebsten gleich wieder zurückgeben. Die infantile Selbstentblößung, Zwangsumarmungen von flüchtigen Bekannten, das Konfrontiertwerden mit Seelenzuständen und Fußgerüchen anderer – all diese Phänomene sind nicht nur Geschmacksfragen, sondern sie lassen sich allesamt auffassen als das Verschwinden einer Schutzschicht zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen und gleichsam als das Implodieren einer bestimmten Auffassung von Öffentlichkeit. Denn wenn das Private allgegenwärtig sein darf, wird der öffentliche Raum zerstört.

Die eingangs als Keimzelle des neu-gefühligen Sprachgebrauchs zitierte Post-Wende-WG-Küche eignet sich auch in dieser Hinsicht als Gesellschaftsmodell, ist sie doch prototypisch für einen Raum, in dem Privates und Öffentliches zur Ununterscheidbarkeit vermengt werden. Sie ist öffentlich in dem Sinn, dass hier jederzeit mit Wildfremden zu rechnen ist, die auch jedwede Lebensäußerung hier zu verrichten bereit sind, während es umgekehrt kein noch so privates Verhalten gibt, das in der WG-Küche nicht vorkommen bzw. ausdiskutiert werden dürfte. Die Trennung zwischen Privat und Öffentlich ist hier aufgehoben mit der Konsequenz, dass nicht nur Privatheit im Sinne einer Intimsphäre verschwindet, sondern auch ‚Öffentlichkeit‘ als Instanz, als Verbindlichkeit gegenüber dem Allgemeinwesen (der Zustand eines durchschnittlichen WG-Küchen-Spülbeckens gibt davon Zeugnis). Zugleich führt der Verlust einer Schutzzone zu Stress und zu Phänomenen des Lagerkollers – manche WG führte einen wöchentlichen *jour fixe* zur Krisenbesprechung ein (in der Küche, versteht sich).

Auf diesem Zusammenhang zwischen der ästhetisch-stilistischen Erschaffung eines öffentlichen Raums mit der Achtung für genuin politische Tugenden hat Robert Pfaller mit Nachdruck hingewiesen: „Wir brauchen öffentliche Räume, in denen man uns zutraut, von unseren privaten Eigenschaften abzusehen und mit Menschen solidarisch zu sein, mit denen wir keine privaten Interessen teilen.“ In der Tat ist der Verlust von Citoyen-Tugenden als zeittypisches Phänomen anzusehen; Institutionen wie Gewerkschaften und politische Parteien, leiden unter diesem Schwund; Empfehlungen zur Wahlenthaltung, die moralisch verbrämt daherkommen und mit der eigenen Hochsensibilität begründet werden („Ich kann es einfach nicht mehr ertragen, dass unsere mittelmäßigen Politiker doch nie wirklich etwas bewegen“) passen ebenso ins Bild. Blümchendeutsch aber gibt den Vorschein, als teilte man mit praktisch allen Kommunikationspartnern „private Interessen“: Die Verkäuferin interessiert sich für unseren häuslichen Spaß mit einer CD, man herzt und knuddelt sich verbal wie die

Kinder, Finanzbeamte nehmen unsere Steuererklärung „mit liebem Dank“ entgegen und wünschen uns eine „angenehme Restwoche“.

Die Auflösung der Membran zwischen privater und öffentlicher Sphäre, zwischen privatem und öffentlichem Benehmen und Sprechen, bedroht somit nicht nur einen emphatischen Begriff von Öffentlichkeit, der Citoyen-Tugenden zu beherbergen in der Lage wäre, sondern führt zugleich zur Trivialisierung von dem Privaten zugehörigen Begriffen. Diese Inflation mit der Entwicklung der digitalen Kommunikationsmedien und insbesondere mit dem Ausbau der sogenannten „sozialen Netzwerke“ in Verbindung zu bringen liegt nahe. Schon das Attribut des Sozialen hat im Begriff ‚soziale Netzwerke‘ eine Bedeutung angenommen, die sich von der im Begriff der ‚sozialen Verantwortung‘ aufgehobenen radikal unterscheidet. So wie dem Wörtlein *lieb*, das durch pausenlosen Gebrauch abgenutzt und rundgeschliffen zur Dutzendware geworden ist, ergeht es auch dem einst hochidealischen *Freund*: Was es heute bedeutet, eines Freundes Freund zu sein, hat sich geändert, seit man derer auf Facebook leicht etliche hundert haben kann und in Internetforen mit gänzlich Unbekannten verbal auf demselben Plüschkissen sitzt. Die Konjunktur des Blümchendeutschen ist also paradoxerweise keineswegs als Anzeichen für ein Zunehmen von Herzlichkeit zu werten, sondern als Ausdruck des Schwindens vom Einzelfall abstrahierter sozialer Bindekräfte.

All die oben beschriebenen wortgewordenen Bezeugungen von Inniglichkeit wirken genau darin befremdlich bis erheiternd, dass sie immer häufiger am unangemessenen Platze erscheinen – und somit Sprachgebräuche verdrängen, die ausdrücken konnten, dass man uns „zutraut, [...] mit Menschen solidarisch zu sein, mit denen wir keine privaten Interessen teilen“ – um nochmals Robert Pfallers Worte zu gebrauchen. *Freund?* – das bezeichnete einst den Seelenverwandten, den aus innigstem Herzensgrunde verbundenen Wahlbruder. Eines Kumpels Kumpel zu sein dagegen bedeutet schlicht: Das ist der Bergmann neben mir; von dem Tag seiner Einstellung an darf er meiner Solidarität sicher sein, und nämlich in den Angelegenheiten, die das betreffen, was uns verbindet: den gemeinsamen Arbeitsplatz und die Sorge um ihn; die damit verbundenen Gefahren, Erfolge, Hoffnungen. *Kumpel, Kollege, Genosse, Kamerad, Nachbar, Kommilitone*: all diese Bezeichnungen für distinkte Verbundenheit teilen – bei allen Unterschieden! – die Situationsbezogenheit ihres Daseinsgrundes. Seelenverwandtschaft, emotionale Tiefe, gemeinsame „private Interessen“ sind völlig überflüssig, wenn die Beteiligten die Fähigkeit teilen, eine Solidargemeinschaft zu erkennen und deren moralische Verbindlichkeit anzuerkennen. Die dem Kumpel geschuldete Solidarität ist nicht von privaten Gefühligkeiten abhängig; welcher Kumpel welchen anderen ganz doll lieb hat, ist fürs Kumpelsein unerheblich und verdient keine Erwähnung. Das Liebhaben hingegen ist kraft individueller privater Neigung gewährt und kann aus privater Willkür ebenso wieder aufgekündigt werden.

Nichts also gegen die Anreicherung diverser sozialer Beziehungen unter den Menschen mit verbalen Kuscheligkeiten. Doch dass alle möglichen Arten von Menschenverbindungen nur noch in privater, gespielt-kindlicher Launigkeit ihren Urgrund haben sollen, lässt uns ein gutes altes Wort schmerzlich vermissen, das von den ernststen Sorgen erwachsener Leute wusste und auf eine Verbindlichkeit jenseits der Befindlichkeit pochte: Solidarität.